

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 5 (1915)
Heft: 1

Artikel: Und dann kam das Jahr 1914
Autor: Bühler, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633166>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

dium, das er an letzterem Orte mit dem Doktorexamen glänzend abschloß. So haben ihn die Abstammung und das Studium in der italienischen Kultur wurzeln, aber in der französischen und deutschen wachsen lassen. Diefem glücklichen Umstand verdankt er feinen reinen schweizerischen Standpunkt in der inneren und äußeren Gefinnung, einen Standpunkt, der einem Tessiner besonders hoch anzurechnen ist, weil das Gefühl, einer Minderheit anzugehören, wie dies ganz natürlich ist, gar leicht den Blick trübt.

Dieser Standpunkt hatte schon den jungen Politiker, den Führer der tessinischen konservativen Partei gekennzeichnet. Im Jahre 1895 war Motta in den Großen Rat des Kantons Tessin und 1899 in den Nationalrat gewählt worden. Immer hat er das Wohl des Vaterlandes über die Partei- und Kantonsinteressen gestellt. Am besten charakterisieren seinen Standpunkt und seine Gefinnung die schönen Worte, die er bei seiner Wahl zum Bundesrat 1911, beim Abschied aus dem Tessin vor seinen Freunden gesprochen hat: „Es soll die Sorge des guten Bürgers nicht darin bestehen, daß er die Mitbürger ihrer Parteizugehörigkeit wegen lieblos behandle, sondern daß er vielmehr in die Parteiprogramme und das Parteivirken hinein einen idealen Inhalt bringe, der die Ge-

müter für die Gerechtigkeit, den Fortschritt und die Freiheit entflammt. Die beiden höchsten Lebensideale sind für mich jene geliebten, die ich auf den Knien der Mutter und auf der Schulbank kennen gelernt habe: Gott und Vaterland! Die Religion gehört zu den stärksten Faktoren der gesellschaftlichen Erziehung. Heute, wie ehemals, halte ich dafür, daß sie der Staat nicht vernachlässigen kann, ohne dadurch seinen eigenen Schaden heraufzubeschwören. Die Vaterlandsliebe ist die Kraft der starken Völker, in der verchrenden Liebe zum Vaterland können sich alle Herzen vereinen und verbrüdern, im ergebenen Dienste des Vaterlandes finden die edelsten Gefühle und die schönsten Bestrebungen des menschlichen Herzens ihre volle Befriedigung.“

In der kurzen Zeit seines Wirkens als Bundesrat hat Dr. Motta bewiesen, daß er eine ausgezeichnete Arbeitskraft ist. Als Vorsteher des wichtigen Departementes der eidgenössischen Finanzen hat er eine erstaunliche Tatkraft und einen echt staatsmännischen Weitblick gezeigt. Dazu kommt ein freundliches, schlichtdemokratisches Weisen, das ihm zur Achtung auch die Sympathie und die Liebe des ganzen Schweizervolkes verbürgt.

Und dann kam das Jahr 1914.

Novelle von Jakob Bührer, Bern.

Am einem Juliabend lehnte der junge Schlossermeister Christian Zursflüh in seiner Werkstatttüre und überflog das Bezirksblättchen, das ihm eben unters Fenster gelegt worden war. „Sturmvogel“, hieß die Ueberschrift des Leitartikels. Aber Zursflüh schob verächtlich die Unterlippe vor, als er den etwas windigen Kern des Aufsatzes herausgelaubt hatte. „Angsthasen“, murmelte er, und las mit größerer Aufmerksamkeit auf der dritten Seite einen Bericht von der Landesausstellung in Bern. Dann schlüpfte er aus seinem dunkelblauen Uebergewändchen, und als sorgfältig, ja elegant gekleideter Herr schloß er die Werkstatt hinter sich ab, schwenkte um das blühende Sommergärtchen des Nachbarhauses und stieg ein Fußpfädlein über duftendes Heuland hinunter zur „Rheinschau“, ein altes, braves Landgasthaus, dessen hölzerne Laube über den Rand des grünen Flusses hinaus hing, der mit weitem Bogen aus halbdigem, abendsonnigem Junglaub herausbrach. Ein Kartengruß von „Ihrer alten Base Katerli“, der neben Zursflühs Besteck lag, ließ den Mann die stille Sommerlust der im Ueberfluß spendenden Stunde vergessen. „Ihre alte Base?“ Weiß Gott, zwei Jahre älter als er, zweiunddreißig, mhm, schon ein ganz nettes Pädlein für eine Ledige! Vor fünf Jahren hatte er sie das letzte Mal gesehen, in Taranto, dem kleinen Nest. Im August; scheußlich heiß war's gewesen. Ihm hatte die ganzen acht Tage das Hirn gesotten. Er hatte nur noch ganz wenige Eindrücke: Tief blaues Meer mit weißen Wellenkämmen, braune, dürre Grassteppen, darin ab und zu blendend weiße Städtchen. Manchmal auf einer Landstraße schwere, gelbliche Ochsen, die mit den Hörnern kleine Holzwagen zogen, und deren Hufen tief in den sandigen Straßen verfanen. Dann eine kleine Spazierfahrt mit einem elenden Gaul in einem noch elenderen Chaischen, er neben „Katarina“, wie die Herrschaft und die Kinder die Gouvernante riefen. Das war eigentlich alles, was ihm von jenem Zusammentreffen in Erinnerung geblieben war, und doch war er damals nach Taranto gefahren, um sie, wenn er sich recht erinnerte, zur Frau zu nehmen. Aber

von der Hitze hatte er einen derart dummen Kopf, daß er überhaupt zu nichts kam. Nun war sie also in der Schweiz. „Noch bis zum 30. an der Landesausstellung,“ hieß es auf der Karte und unten die Adresse.

„Also hopp!“ machte er und goß schwungvoll den Rest Rotwein in den Hals. Aber mit sehr nachdenklicher Bewegung erreichte das Glas wieder die Tischplatte. — Mhm? Zweiunddreißig? Mit zwanzig hätte er sie nehmen sollen, Donnerwetter, das wär noch ein Freßsen gewesen. Was sind im Dezember gelesene Trauben? Freilich, was war er mit achtzehn Jahren? Ein Gewerbeschülerlein, mit einer grünen Mütze, einem rauchenden Hochmut und nichtskönrendem Herzen und Händen. Und was war er jetzt? Inhaber einer kleinen Schlosserwerkstätte, eines Bankguthabens von 70,000 Franken, das ihm der letzte Wille einer Großtante, die sie ihm als Entschädigung für die während anderhalb Jahrzehnten geduldig ertragenen Mahnbrieife zu einem tugendhaften, keuschen Lebenswandel überwiesen hatte, nachdem sie 23 Wohltätigkeitsvereine und Anstalten mit sehr ansehnlichen Unterstützungen bedacht hatte. Die Schlosserwerkstätte war ja im Grunde ein Luxus. Außer zwei, drei Architekten, mit denen er befreundet war, bestellte kein Mensch etwas bei ihm, nachdem er eines Tages der Magd des Gemeindepräsidenten erklärt hatte, er stide keine alten Schösser, er mache nur Kunstschmiedearbeiten. Damit hatte er sich den alten Schlosser des Dorfes zum aufrichtigen Freund gemacht, während alle übrigen ehrbaren Erwerbsmenschen ihn neuerdings für einen „Bajas“ hielten, dem es im Kopf nicht ganz recht sei, sonst würde er doch das Geld nehmen, wo es zu verdienen sei. So hätten's seit undenklichen Zeiten alle Leute in Rheinhofen gemacht, und darum seien die Rheinhofener fast durchs Band weg habliche Leute, was sich schon darin zeige, daß im ganzen Schweizerland nirgends weniger Steuern erhoben würden als in Rheinhofen.

Also Zursflüh's Schlossergewerbe hatte vorläufig noch keinen goldenen Boden. Aber Zursflüh war nach dem Ab-

leben seiner Tante zu der Ansicht gekommen, daß er mit dem Zins von 70,000 Franken in Rheinhofen ganz auskömmlich leben könne, daß er nach seinen bisherigen Erfahrungen in der Welt höchst überflüssig sei, daß mit ganz wenigen Ausnahmen von seinen Arbeiten niemand etwas halte, und es keinen Sinn habe, daß er trotz seinen 70,000 Franken einem andern bei der Hervorbringung des „Drecks“, wie er sehr abschätzig von den Alltagszeugnissen der Kunstschlosserei sprach — den Daseinskampf erschwere. Aus Liebhaberei und um doch etwas zu tun, hatte er nun in seiner alten Heimat die kleine Bude aufgetan, nachdem er jahrelang mehr oder weniger als Tagelöhner und Tagelieb in der Welt herum gefahren war. „Tagelöhner und Tagelieb“ in der Bedeutung, wie der schweizerische Bauer diese Worte verwendet. Er war viel zu nüchtern, wohl auch ein wenig zu schwerfällig, um sich von einem Strudel in die Tiefe kriegen zu lassen; über vieles war er weggeschwommen, mit offenem empfänglichen Herzen zwar, leidend und fröstelnd unter der furchtbaren Kälte des Daseins, das kein Erbarmen und kein Organ für das Seelische zu haben schien, aber auch immer wieder den Blick nach dem weit gespannten Himmel gerichtet, in dessen unendlichen Räumen höchst gleichgültig sein konnte, was in dem winzigen Ding, das man menschliches Dasein nannte, sich ereignete.

So stand es mit Christian Zurlüh. Er war im Ganzen das, was man einen abgeklärten Menschen nennen kann, so weit dies bei einem Dreißigjährigen im allgemeinen und bei einem Schweizer insbesondere, — denn, daß diese Nation später reift, ist eine bekannte Tatsache — möglich ist. Im Grunde verspürte er nicht die mindeste Lust zu einer Aenderung in seinem Leben. Er wollte in seiner Werkstatt ruhig weiter „bätscheln“, jeden Samstag mit dem Doktor und dem Gemeindefschreiber und dem Rheinschawirt einen Schieber spielen, und wenn er Begehr nach „was Besonderem“ hatte, in die nahe „Großstadt“ fahren, wie man das nächste Zweihunderttausendmenschen-Nest nannte, darin es an „Besonderem“ und „Speziellem“ nicht fehlte. Im übrigen wollte er die Menschen und sie sollten ihn sein lassen. Aber nach Bern mußte er nun so wie so einmal während der Ausstellung, und da das Käterli nun gerade dort war, so gab es keinen Grund, nicht morgen schon zu gehen.

„Trini, ich komme erst wieder am nächsten Montag zum Essen!“ unterbrach er seine Ueberlegung.

„So, Sie gehen nach Bern?“ entfuhr es dem hübschen undlichen Mädchen, das ihn bedient hatte, und ihn mit rotem Kopf und heißen Augen ansah.

„Kommst mit?“ lachte er.

„Ihr habt ja schon eine dort!“ gab sie halb lachend, halb zornig zurück und verschwand.

Ei, ei. Sie machte sich gar nichts daraus, zu zeigen, daß sie die Karte gelesen hatte und eifersüchtig war. So waren diese Dinger, jungen Burschen gegenüber, die sich die Finger nach ihnen lekten, taten sie prude und spröde, reifen Männern, die sich nichts aus ihnen machten, zeigten sie offen ihre Zuneigung. „Ach was, Weiber.“ und er piffte sich eins und ging in sein kleines Häuslein und machte sich reisefertig.

Am nächsten Vormittag trug ihn der Zug durch unser Ländchen und wieder ward die Eisenbahnfahrt für Christian Zurlüh ein Fest. Er hatte sich in den Speisewagen gesetzt

und mit den Augen eines frohmütigen Knaben schaute er durch die großen Scheiben in die Landschaft hinaus, die in raschem Wechsel Bild um Bild voll kräftiger Farben und der sonnigen Luft eines blauen Julitages daher schob. Und aus der lebendigen Flut der Bilder schoß ihm ein Glaube ins Blut, der über alles herrlich und erlösend ist, und wer ihn nicht kennt, der muß alle Gedanken und Grubeleien aus seinem Hirn heraus besen und an einem sonnigen Tag eine Strecke weit auf einer unserer Bahnen fahren; ganz gleichgültig wohin, nur einige Stunden und ist er nur mit kinderjungem Sinn gefahren, so wird er jenes Glaubens voll. Der Glaube aber ist dieser: aus einem solchen Land muß, muß und muß Gutes hervorgehen; möglich, daß es langsam reift, aber wenn etwas Heiliges in der Natur ist, hier muß es werden!

In Olten stiegen ein Paar wohlbeleibte Herren in den Waggon, die sich als „Herr Kollege“ und „Herr Nationalrat“ anredeten. Sie unterhielten sich ziemlich laut und eifrig, so daß Christians innige Freude an der Landschaft in Scherben ging. Es zuckte ihm die Hände ineinander, wie einem Kind, das sein Gebetlein spricht, und er hat in Gedanken: „Herr, gib, daß sie doch hinaussehen mögen, daß ihre Augen den Geist des Landes trinken; sind sie doch bestellt als die Erfüller seines Willens!“ Aber die Männer sprachen von der Kunstabteilung der Landesausstellung, und viel verspottende Lustigkeit und Geschimpfe war in ihrer Rede. Ziemlich verstimmt kam Christian in Bern an.

Haftig drängte er sich durch die sonntäglichen Leute, die die Bahnhofshalle füllten. Er trat in die Gaststube eines Hotels, in dem er sich ein Zimmer zu nehmen gedachte. Raum hatte er einen Schritt in das große unförmige Lokal getan, so rief ihn eine Stimme an: „Se Christian!“ Um ein kleines Tischlein saß ein dichter Kreis von Männern, fast alle eher noch auf der Sonnenseite des Lebensalters. Einer, mit einem keilförmigen Knebelbart, hatte sich erhoben und winkte ihm zu. Erst als Christian zögernd dessen ausgestreckte Hand ergriff, erkannte er ihn: „Der Tausend! Du bist das, der Inäbnit?“

„Freilich, sitz ab!“

Christian wurde der Gesellschaft vorgestellt, und die Namen der Männer hatten fast alle einen guten Klang, Architekten, Maler, Bildhauer und Schriftsteller waren es, deren Schaffen Zurlüh zum großen Teil mit Interesse verfolgt hatte. Unbekümmert um den Fremden ging die Unterhaltung fröhlich weiter, sie drehte sich nicht um ein eigentliches Thema; Witze, Witzlein, Redereien flogen hinüber und herüber, eine fast knabenhaft junge, sorglose Stimmung herrschte, und bald verließ sich der eine und der andere.

„Was hast Du vor, heut Nachmittag? Ausstellung natürlich?“ frug Inäbnit. „Gehen wir zusammen?“

Christian war einverstanden. „Du bist da in eine prachtvolle Gesellschaft geraten,“ meinte er, als sie den Weg unter die Füße genommen hatten. „Fast durchwegs tüchtige Kerle, die was können.“

„Und weißt Du, was das Schönste ist? Die Freundschaft unter ihnen ist ehrlich. Man findet das so selten! Auch unter Künstlern habe ich immer den Neid als das stärkste Gefühl erkannt. Aus diesem Kreis ist der Neid so gut wie verbannt.“

(Fortf. folgt.)